

Vorwort oder Golf ist eine ernste Sache

Es gibt mehr als 100 000 Bücher über Golf. Die Bücher heißen »Die Garantie für den erfolgreichen Schwung« oder »In 10 Schritten zum richtigen Griff« oder »Mit mentalem Training zum besseren Handicap«.

Den 100 000 Büchern ist gemeinsam, dass es sich um golferische Montageanleitungen handelt, um Schwungfibeln, Griffkompendien und Mentalratgeber. Sie sagen uns detailliert, wie man es richtig macht. Die Bücher sind darum voll mit hochtechnischen Ausdrücken. Sie sind voll von Schwungebenen, Treffmomenten, Ansprechpositionen und Gesamtbewegungsabläufen.

Weil Golf eine ernste Sache ist, gibt es dafür eine ganze Reihe von Ausdrücken, die in den 100 000 Büchern nur sehr selten vorkommen. Es sind Ausdrücke wie Spaß, Witz, Amusement, Vergnügen und Ironie.

Das vorliegende Buch versucht, hier etwas Gegensteuer zu geben. Es ist eine Sammlung von Kolumnen, die in der Schweizer »Sonntags-Zeitung« und dem Wirtschaftsmagazin »Bilanz« erschienen sind. Die Kolumnen erzählen vom harten Leben des durchschnittlichen Allerweltsgolfers, und sie nehmen Golf nicht immer ganz ernst.

Das Buch ist für einen erfolgsorientierten Golfspieler darum vollkommen nutzlos. Es sorgt weder für einen erfolgreichen Schwung, noch für den richtigen Griff, noch für ein besseres Handicap.

Es sorgt allenfalls für eine bessere Laune. Nützlich ist das Buch deshalb nur für Golfspieler, die bei ihrem Sport vor allem Fun haben wollen und die sich auf dem Platz und im Klubhaus gerne amüsieren. Oder wie es eine alte Golferregel sagt: Golf ist der beste Spaß, den man in Kleidern haben kann.

Was hat Golf mit Sex zu tun?

Zwei Dinge auf dieser Welt führen zu Übermut und hohem Adrenalinpiegel.

Es gibt eine Menge Witze über Blondinen. Meistens geht es darum, wie blöd Blondinen sind. Es gibt eine Menge von Witzen über Anwälte. Meistens geht es darum, wie schamlos Anwälte ihre Kunden ausnehmen. Es gibt auch eine Menge Witze über Golf. Meistens geht es um Sex.

Es ist schon bemerkenswert, wie oft es in Witzen und Anekdoten rund um Golf um das eine geht. Wir kennen sie ja alle, diese Pointen. Da ist jener, der sich mit einer tollen Golf-Lady auf und neben dem Green vergnügt, bis sich die Lady als Transvestit herausstellt, der/die Damenabschläge spielt. Da ist jener, bei dem einer mit einem Handtuch über dem Kopf nackt über den Golfkurs rennt und von einem Damen-Flight kenntnisreich identifiziert wird. Da ist jener über die Dame mit dem Schläger im Mund. Und so fort.

Als Hobby-Golfsoziologen fragen wir uns natürlich, warum das so ist. Man könnte nun wieder einmal auf die alte Einsicht verweisen, dass Golf und Sex die zwei einzigen Dinge sind, die auch dann Spaß machen, wenn man es nicht richtig kann. Man könnte darauf verweisen, dass viele Golfer schon etwas in die Jahre gekommen sind und man im Alter gerne von früheren Tätigkeiten erzählt.

Ich denke, es hat mit etwas anderem zu tun. Es hat zu tun mit diesem seltsamen Stimulans, den eine gute Golfrunde bietet. Es ist ja immer wieder auffällig, wie locker sich plötzlich der graue Bürohengst benimmt, kaum steht er auf dem Grün. Es ist immer wieder auffällig, wie beschwingt sich plötzlich die blaustrümpfige Gesellschaftsdame verhält, kaum hat sie den Fairway betreten. Er lacht laut, sie lacht laut. Er tänzelt herum, sie tänzelt herum. Golf verleitet zu Heitersinn, oft auch zu Übermut.

Das Stimulans Golf verändert, zumindest vorübergehend, die Seelenlage der Individuen. Ich habe auf dem Golfplatz oder im

Klubhaus schon wilde und vergnügliche Geschichten über berufliche Pleiten und Pannen zu hören bekommen. Ich habe wilde und vergnügliche Geschichten über Scheidungen und Affären zu hören bekommen. Die Geschichten haben mir häufig Leute erzählt, die ich ein paar Stunden vorher erst kennengelernt hatte. Sie erzählten seltsam beschwingt. Golf verführt dazu, die Hemmungen des Alltags zu verlieren. Man wird anders. Man wird übermütig, fast schon benebelt.

Golf kann euphorisierend sein. Und damit wären wir zurück beim Thema Sex. Eine Runde Golf kann sein wie ein flotter Flirt. Man ist in einem leichten Erregungszustand, der Puls ist höher als gewohnt, der Adrenalinspiegel ebenso. Man neigt zu Dummheiten, zu Verlust der Selbstkontrolle, zu Frohsinn und unbegründeter Heiterkeit.

Die Frage, was Golf mit Sex zu tun hat, können wir damit leicht beantworten. Es ist dasselbe.

Nicht-Golfer, die über solche Subtilitäten nicht im Bilde sind, treten ja gerne vor uns Golfer hin und intonieren feixend das einzige Bonmot, das sie von unserem Sport kennen. »Haben Sie noch Sex oder spielen Sie schon Golf?«

Ich erkläre ihnen dann immer, dass man nur dann ein richtig guter Golfspieler wird, wenn man sehr jung damit beginnt. Ein richtig guter Golfspieler könnte also von sich sagen: »Ich spiele schon Golf, habe aber noch keinen Sex.«

Selbstironisch ist der Mann

Gibt es etwas Peinlicheres, als wenn ein Golfer sagt, er habe gut gespielt?

Nach seinem Rücktritt war US-Präsident Gerald Ford mit seinem Golfspiel ziemlich zufrieden. »Mein Golf ist besser geworden«, sagte er, »ich treffe deutlich weniger Zuschauer als früher.«

Nach seinem Rücktritt war US-Präsident George Bush mit sei-

nem Golfspiel weniger zufrieden. »Es ist schon erstaunlich«, sagte er, »wer mich beim Golf alles schlägt, seit ich nicht mehr Präsident bin.«

Ob man mit seinem Golf nun zufrieden oder mit seinem Golf weniger zufrieden ist, spielt keine Rolle. Entscheidend ist, wie man es sagt. Ein richtiger Golfer macht sich immer selbstironisch über sich selber lustig, egal, ob er nun gut oder schlecht gespielt hat. Golfer nehmen sich nicht ernst – wenn es richtige Golfer sind. In diesem Sinne sind unsere zwei US-Präsidenten artentypische Golfer.

Selbstironie gehört zu Golf wie die Fahne ins Loch gehört. Golf ist die einzige Outdoor-Aktivität auf diesem Planeten, bei der Selbstironie sozusagen Pflichtfach ist. Das unterscheidet Golf sichtbar von allen anderen Sportarten. Ich habe zum Beispiel noch nie einen Bundesliga-Fußballer gehört, der ironisch gesagt hätte: »Meine Elfmeter sind besser geworden, ich treffe den Schiedsrichter deutlich weniger als früher.« Nein, er sagt martialisch: »Ich mache die Dinger rein.«

Der Unterschied ist leicht zu erklären. Alle Golfer wissen, dass ihr Resultat nach 18 Loch stark vom Zufall und vom Glück abhängig ist. Der Ball bleibt fünf Zentimeter vor der Out-Linie liegen, oder nicht. Der Ball springt von einem Baum auf den Fairway zurück, oder nicht. Der Ball hoppelt vom Vorgrün direkt ins Loch, oder nicht. Man kann an zwei Tagen hintereinander genau gleich gut Golf spielen – an einem Tag schreibt man eine 80, am anderen Tag eine 88.

Die Leistung schlägt sich im Golf nie exakt im Resultat nieder. Einmal hat man den Zufall und das Glück auf seiner Seite. Einmal hat man den Zufall und das Glück gegen sich. In beiden Fällen zwingt dies dazu, sich selber auf den Arm zu nehmen. Man weiß, die Leistung im Golf ist immer relativ.

Ein Freund von mir läuft Marathon. Wenn er die 42 Kilometer unter dreieinhalb Stunden schafft und man ihm gratuliert, dann kann er zu Recht sagen: »Danke, heute habe ich wirklich eine gute Leistung gezeigt.« Zufall und Glück haben keine Rolle gespielt. Die Leistung im Marathon ist nicht relativ, sondern absolut.

Wenn man hingegen einem Golfer nach einer guten Runde gratuliert, dann ist es ziemlich peinlich, wenn er sagt: »Danke, heute habe ich wirklich eine gute Leistung gezeigt.«

Der richtige Golfer sagt nach einer guten Leistung: »Entschuldigung, es kommt nicht wieder vor.«

Die »Ich-fand-ihn«-Methode

Die meisten Golfspieler auf diesem Planeten müssen Italiener sein.

Es hatte mich zufällig in einen Flight mit zwei Engländern verschlagen. Man sagte »hello« und sie schlugen vor, dass jeder Spieler auf der Runde einen »italian caddie« bekomme. Ich war ratlos, und so erklärten sie es mir: Jeder Spieler darf pro 18 Loch einmal mit dem Fuß gegen den Ball treten, zum Beispiel, um ihn aus dem hohen Gras auf den Fairway zurückzukicken. Der Fußtritt ist straf-frei.

Schöner Name, »italian caddie« und sehr passend. Ich spiele immer wieder in Italien, und ich wundere mich oft über die Fußballkünste, die mir dort auf den Golfplätzen vorgeführt werden. Da wird der Ball fast so oft mit der Schuhspitze wie mit dem Schläger getroffen. Wenn man sich wundert, ist die Antwort immer dieselbe: »Ma dai«, sagen sie, »du willst mein Freund sein, und du lässt mich trotzdem aus dieser schlechten Lage spielen.«

Die Engländer, klassische Gentleman-Sportler, halten sich an die Regeln. Wenn sie eine, oft skurrile, Ausnahme erlauben, etwa einen »italian caddie«, dann gilt diese Ausnahme für alle. Die Italiener halten sich nicht an die Regeln. Ich glaube, die meisten Golfer auf diesem Planeten sind Italiener.

Golf ist ja der einzige Sport, wo es bei Wettkämpfen keine Schiedsrichter gibt. Niemand von außen überwacht, ob die Regeln eingehalten werden. Selbst die Referees bei Profi-Turnieren sind keine Schiedsrichter im engeren Sinn, die mit dem Feldstecher die

Teilnehmer kontrollieren würden. Sie sind eher Auskunftspersonen, die etwa angefragt werden, ob ein Spieler den Ball dropfen dürfe, weil er sonst auf einem TV-Kabel stehen müsste.

Ansonsten gibt es in allen Sportarten Schiedsrichter. Im Fußball rennen sie dem Ball hinterher, beim Tennis sitzen sie auf ihrem Stühlchen. Sogar beim Dart im Pub sind Referees dabei, selbst beim Ballonfahren sind die »Observer« unterwegs. Nur nicht im Golf. Das stellt in der Theorie hohe Ansprüche an die menschliche Integrität, in der Praxis fördert es eher andere Charakterzüge.

Als das Internetportal badgolfer.com eine Umfrage bei 10 000 Spielern durchführte, war das Resultat eindeutig. 7120 gaben zu, auf dem Platz zu betrügen. Das wären, wenn ich richtig rechne, 71,2 Prozent.

Die Greens sind also keine Greens, sondern ein Dschungel. Denn neben der Schiedsrichterfrage unterscheidet sich Golf in einem zweiten Punkt von allen anderen Sportarten. Man kann nirgendwo leichter mogeln als beim Golf. Versuchen Sie einmal, beim Weitsprung oder beim Rückenschwimmen zu betrügen. Das ist nicht ganz einfach. Je leichter eine Sportart ist, desto schwerer ist der Betrug.

Am beliebtesten, so zeigen Feldstudien und Fachliteratur, ist immer noch die »Ich-fand-ihn«-Methode. Ungefähr fünfzehn Meter vom Ort, an dem der Ball in den Wald eindrang, findet der glückliche Golfer plötzlich seinen Ball – miraculös.

Ähnlich wundersam ist die Eigenheit von Golfbällen, in der Luft ihre Markennamen zu wechseln. Sie starten als saubere, weiße Titleist-Bälle und kommen 150 Meter weiter vorn als verschmutzte Callaways und Nikes im hohen Gras an.

An dritter Stelle der Rangliste steht die Fähigkeit des Golfers, seinen gefundenen Ball mit Händen, Golfsäcken, Ästen, Schlägern und Füßen heimlich in eine neue, komfortablere Lage zu bugsieren. Selbstverständlich gilt diese Vorgehensweise nur für den eigenen Ball. Findet man den Ball eines Gegners, dann stellt man sich drauf.

Kein Schiedsrichter sieht dabei zu. Ärgern wir uns aber nicht,

sehen wir lieber die positiven Seiten. Als im deutschen Fußball die Affäre um den korrumpierten Robert Hoyzer hoch kochte, konnten wir Golfer uns wieder einmal selbstbewusst zurücklehnen. Golf, konnten wir uns sagen, ist eben doch ein sauberer Sport – bei uns gibt es keinen einzigen Fall von Schiedsrichterbestechung.

Flucht unter die Gürtellinie

Warum Whisky und Männerwitze auf dem Golfplatz Heimrecht haben.

Um uns diesem Thema zu nähern, müssen wir mit einem dieser uralten Golfwitze starten. Also: Die Golferin verabschiedet sich am ersten Abschlag vom Golf-Pro, doch nach 20 Minuten ist sie schon wieder zurück. »Warum sind Sie so schnell zurück?« fragt der Pro. »Ich bin von einer Biene gestochen worden« sagt sie, »zwischen dem ersten und zweiten Loch«. Sagt der Pro: »Ich habe Ihnen schon immer gesagt, dass Ihr Stand zu breit ist.«

In Europa besteht die Golfpopulation aus zwei Drittel Männern und einem Drittel Frauen. Golf ist also kein reiner Männersport mehr wie Fliegenfischen, Snooker oder Fasanenjagd. Und schon kommen wir zum Problem.

Keine Angst, wir werden hier nicht dafür plädieren, dass man vor den Clubhouses wieder die alten Schilder montiert, auf denen bis weit ins 20. Jahrhundert stand: »No dogs and no women admitted.« Wir plädieren nicht gegen Frauen auf dem Golfplatz. Wir wollen nur aufzeigen, weshalb Golf nur dann richtig Spaß macht, wenn es als konsequente Männersportart betrieben wird.

Reden wir zuerst über die gesellschaftlichen Trends der letzten zwei Jahrzehnte. Sie brachten einen beispiellosen Vormarsch an politischer Korrektheit. Sexistische Witze sind verboten, will man im Betrieb kein Verfahren an den Hals. Saufen ist tabu, will man die Karriere nicht ruinieren. Rauchen ist im Büro und zunehmend in Restaurants verboten.

Es ist nicht mehr möglich, dass man in der Öffentlichkeit in einer grünkarierten Hose, mit einer dicken Zigarre und einem vollen Whiskyglas in der Hand sexistische Witze reißt.

Nun kann man sich fragen, wer denn überhaupt in einer grünkarierten Hose mit einer dicken Zigarre und einem Whiskyglas in der Hand sexistische Witze reißen will. Die Frage kann man moralisch oder pragmatisch beantworten. Moralisch betrachtet, wollen dies nur ewig gestrige Machotypen. Pragmatisch betrachtet, wollen das alle Männer von Zeit zu Zeit.

Darum sind Golfplätze zu den wichtigsten Refugien des politisch Unkorrekten geworden. Sie sind der einzige öffentliche Ort der Gegenwart, wo noch alles erlaubt ist. Besonders fällt mir dies auf, wenn ich gelegentlich in den USA spiele. Nirgendwo sonst sieht man darum so viele Männer in grünkarierten Hosen, die mit rauchenden Zigarren und Whiskyfahnen über die Fairways torkeln. Der Golfplatz ist der letzte Naturschutzpark der Zeitgeistverweigerung.

Tut mir leid, manchmal haben Männer einfach keine Lust auf Zeitgeist, aber umso mehr auf schlechten Geschmack. Also ziehen wir am Freitag in unseren grünkarierten Hosen zu viert über den Golfplatz, jeder eine dicke Cohiba im Gesicht und einen Flachmann mit Lagavulin im Bag und wir erzählen uns Witze von unterhalb der Gürtellinie.

Wir mögen ewig gestrige Machotypen sein und unter schlechtem Geschmack leiden, aber wir leiden nicht unter einem Mangel an Anstand. Wir würden uns niemals so aufführen, wenn Frauen in der Runde wären. Logische Folgerung: Wir möchten am Freitag keine Damen in der Runde. Am Samstag ziehen wir dann die schwarze Hose an, kaufen uns ein Mineralwasser, spielen mit unseren Frauen und unterhalten uns über die Theaterpremiere. Wir sind richtig sympathisch.

Nur damit Sie als Leser zum Schluss beruhigt sind: Der Witz, den ich eingangs zitiert habe, gehört auf unserer grünkarierten Freitagrunde zur harmloseren Spezies. Wir haben auch weniger jugendfreie Exemplare im Repertoire.

Echte Golfer weinen nicht

Golf ist die einzige gesellschaftlich akzeptierte Variante des dauernden Versagens.

Der 68-jährige Rentner Bob Siddle gewann in der englischen Lotterie 10 Millionen Pfund. Er brachte es anschließend zu lokaler Berühmtheit, weil er monatelang den Millionenscheck auf der Post nicht abholte. Von Montag bis Samstag sei er auf dem Golfplatz, erklärte Siddle, und zwar bei jedem Wetter, da sei keine Zeit für zweitrangige Nebengeschäfte.

Das wirklich Erstaunliche an Bob Siddle aber ist, dass er ein miserabler Golfer ist. In seinem Klub wären sie froh gewesen, hätte er den Scheck abgeholt und zumindest einen Tag lang das Gelände nicht umgepflügt. Dass er dennoch lieber Golf spielte, als reich zu werden, macht ihn artentypisch. Er erklärt die Phänomenologie des Golfers außerordentlich präzise.

Der Golfer zieht den Misserfolg auf dem Golfplatz dem Erfolgserlebnis außerhalb des Golfplatzes bei weitem vor.

Warum tut der Golfer dauernd Dinge, die er nachgewiesenermaßen nicht kann? Warum, so frage auch ich mich manchmal, warum nur verlasse ich am Nachmittag freiwillig meine klimatisierten Büros, verlasse meine Geschäfte, verlasse meine netten Sekretärinnen und meine Kaffeemaschine, um dann aus zehn Metern Entfernung den Ball – vor Zeugen! – peinlich-platschend in einem Entenweiher zu versenken?

Golf ist die einzige gesellschaftlich akzeptierte Spielform des permanenten Misserfolgs. Darum ist es auch so populär geworden. In einer Zeit, in der bereits die Unterschreitung des Vorjahresergebnisses um 0,25 Prozent für den Rausschmiss aus dem Unternehmen genügt, ist Golf für uns Leistungsträger ein letztes Refugium der Unschuld geworden. Hier kann man richtig entspannt versagen.

Am schönsten hat es noch immer Jack Nicklaus formuliert. Als ihn nach einem Turniersieg ein Reporter nach den Gründen seines Erfolges fragte, sagte er: »Ich scheiterte heute bloß ein bisschen

weniger als die anderen.« Und in englischen Golfclubs hängen mitunter kleine Wandteppiche, auf denen die Worte eines unbekanntem Golfphilosophen eingestickt sind: »Real golfers don't cry when they line up their fourth putt.«

Echte Golfer weinen nicht.

Sie weinen auch dann nicht, wenn sie sich zum vierten Putt aufstellen. Sie weinen nie. Sie wissen: Man kann auf dem Platz richtig entspannt versagen, man kann permanent versagen, und man versagt allein. Golf macht auch darum abhängig, weil es kein Pardon kennt. Es gibt keine externen Entschuldigungen für die eigene Schwäche. Es gibt keine unfairen Preisrichter wie im Paarlafen und keine schlecht präparierten Skis wie beim Abfahrtslauf. Verantwortlich für alles, was geschieht, bin nur ich.

Man spielt nur gegen sich selbst. Alle Wunden sind Selbstverstümmelungen.

Das ist eine ebenso ungewohnte wie faszinierende Lebenssituation. Es versagt das alte christliche Grundprinzip der externen Schuldzuweisung. Die üblichen Sündenböcke taugen nichts; der Chef ist nicht schuld, die Gemahlin nicht, nicht der Teufel, nicht die Spielpartner, nicht der Wind und auch nicht der Ball.

Nun, der Ball manchmal eben doch. Der Mangel an objektiven Sündenböcken will noch lange nicht bedeuten, dass Golfer nicht von hohem Einfallsreichtum beseelt wären, wenn es darum geht, die besten Entschuldigungen für eine Fehlleistung zu finden.

Meine beste Erklärung für eine schlechte Runde ist im Klubhaus immer noch die: »Weißt du, nach meinem Hole-in-One am zweiten Loch konnte ich mich einfach nicht mehr richtig konzentrieren.«

Als ehrenwerter Gast eines ehrenwerten Mitglieds

Zu Besuch in den letzten Refugien des Golf-Snobismus

Herb Wakabayashi müsste jeder Bewohner eines Wintersportlandes eigentlich kennen. Herb Wakabayashi ist der größte Eishockeyspieler, den Japan je hervorgebracht hat. Bei den Olympischen Spielen in Lake Placid war er der Fahnenträger der japanischen Delegation. Dann begann er Golf zu spielen. Dann lernten wir uns kennen.

Nun stehen also Wakabayashi-San und Zimmermann-San am ersten Abschlag des Kasugai-Club bei Nagoya. Es ist ein schöner Golfplatz, das Clubhouse riesig und distinguiert, davor ein Karpfenteich, und für Nichtmitglieder strikt gesperrt. Spielen darf hier nur, wer von einem ehrenwerten Mitglied persönlich eingeladen und eingeführt wird.

Wakabayashi hat mir versprochen, mir die letzten Refugien des wahren Snobismus im Golfsport zu zeigen. Wer über wahren Golf-Snobismus schreiben will, der muss nach Japan.

Außerhalb Japans hat Golf ja seinen ehemalig-exklusiven Status längst verloren. Die sozialen Schranken sind gefallen, es spielen inzwischen allerorten der Baggerführer und die Friseurin. Jeder Amateurgolfer kann auf den besten Courses dieser Erde spielen, wenn er dafür zahlt. Geld hat Golf radikal demokratisiert, wenngleich die klassenlose Gesellschaft – auch dies ein Merkmal der fortgeschrittenen Demokratie – für das Individuum tüchtig ins Geld gehen kann. Eine einzelne Runde kostet in Golf-Dorados wie dem kalifornischen Pebble Beach pro Person 395 Dollar, im schottischen St. Andrews sind es 115 Pfund, im spanischen Valderrama 350 Euro – aber die Kreditkarte ebnet heute jedem den Weg auf die exklusivsten Fairways und Greens. Man kann überall spielen.

In Japan nicht. Hier ist das doch noch ein bisschen anders. In Japan gibt es noch diese Golf-Geheimlogen, wo auf privaten Plät-

zen nur die Auserwählten, also die Mitglieder und die auserwählten Gäste der auserwählten Mitglieder spielen. Wer sich hier als unbedarfter Tourist für eine Runde anmelden möchte, bekommt nur freundlich-japanisches Hohngelächter zu hören, wobei wir der Korrektheit halber sagen müssen, dass es häufig nicht einmal zum Hohngelächter kommt, weil sie an der Rezeption des Clubs sowieso kein Englisch verstehen.

Ich wollte also in einen dieser Golf-Tempel und wandte mich daher an meinen Bekannten Herb Wakabayashi. Ich benutzte, um ihn kooperativ zu stimmen, mein bestes japanisches Idiom. »Oh mächtiger Meister der gebogenen Eishockey-Kelle«, sagte ich, »könntest du nicht im blütenduftenden Morgentau, wenn im Wind das Schilf sich biegt, könntest du nicht dann eine edle Golfrunde organisieren, wobei es eine Golfrunde auf einem erwählten Platz sein müsste, denn dies ist der erlesene Wunsch des erhabenen Zimmermann-San.«

»Willst du mich auf den Arm nehmen?«, knurrte Herb. Aber ein paar Wochen später stehen wir auf dem Platz bei Nagoya.

Es ist ziemlich beeindruckend. Nachdem wir Blumenallee und Karpfenteich hinter uns haben, begrüßt uns der Empfangsmensch mit tiefer Verbeugung – »Welcome, Mistel Kult W. Zimmelman« – und führt uns dann in die Umkleidezone. Mein Garderobekästchen hat die Ausmaße einer Einzimmerwohnung, und alles ist wohl sortiert da: Kamm aus Teakholz, Kleiderbügel aus Teakholz, Schuhlöffel aus Teakholz, Shampoo und Bademantel.

Das beste Stück aber steht unten auf dem geheizten Boden meiner Einzimmerwohnung. Sauber ausgerichtet, empfangen mich zwei rosarote Seidenpantöffelchen, in denen ich später die zehn Meter zur Teakholz gefassten Dusche watscheln werde, und auf den zwei Seidenpantöffelchen steht in japanischen Lettern der Name des Gastes: »Kult W. Zimmelman«.

Auf dem Kurs sind wir dann fast allein, nur begleitet von den Mädchen, die als Caddies unsere Golftaschen transportieren. Das muss so sein. Auf den japanischen Privatplätzen nämlich laden die auserwählten Mitglieder jeweils ihre auserwählten Geschäftsfreunde

ein – und sie tun es mit machohafter Präpotenz. Man muss unter sich sein und alles muss teuer sein, vom Restaurant bis zu Greenfee und Caddie-Fee. Man stelle sich vor, der Toyota-Finanzchef lädt den Mitsubishi-Marketingchef zum Golfen ein und das Greenfee kostet nur schlappe 400 Dollar – peinlich so was.

Nach neun Löchern heißt Golfkollege Wakabayashi die Mädchen stillzustehen. Wir biegen in Richtung des Clubrestaurants ab. Drei bis vier Gänge nach der Hälfte der Runde ist es in Japan Pflicht etwas zu sich zu nehmen: eine leichte Nudelsuppe zu Beginn vielleicht, dann etwas Fisch, dann etwas Beef und dazu Bier.

Bis zu 500 000 Dollar kostet immer noch eine Mitgliedschaft in den Top-Resorts wie dem Katayamazu Golf Club in Ishikawa oder dem Yomiuri bei Tokio. Zum Trost für Minderbemittelte sei angefügt: In den Achtzigerjahren, bevor Rezession und Börsenbaisse das Land nach unten rissen, waren die Aufnahmegebühren pro Kopf noch einiges höher. Damals kostete es 800 000 Dollar.

Dafür sind in der Jahresgebühr die Onsen inbegriffen. Onsen sind die luxuriösen japanischen Heißwasser-Quellen, die auf den Nobelpätzen eingebaut sind. Wenn man nach einer Runde Golf mit dem Glas in der Hand hier im Dampfe sitzt, dann begreift man automatisch, was Victor de Kowa mit seiner bis heute gültigen Snobismus-Definition meinte: »Snobismus ist die Fähigkeit, sich als Original zu fühlen, auch wenn man nur ein Kopie ist.«

Passt Lila zu Gelb?

*Wer sich eine Golfhose kauft, muss wissen,
dass es um Grundsätzliches geht.*

Diese Woche habe ich mir eine gelbe Golfhose gekauft. Na und? denken Sie jetzt, so toll ist das auch wieder nicht, dass man die gelbe Golfhose gleich zum Thema einer Golfgeschichte machen muss.

Langsam, ich gebe Ihnen zunächst zwei Zusatzinformationen. Erstens ist das Gelb meiner Golfhose derart unglaublich knallgelb,

dass daneben selbst ein nagelneuer Briefkasten braun aussieht. Und zweitens ist die Hose von J. Lindeberg.

Damit wären wir beim Thema. Das Magazin »Men's Fitness« hat es kürzlich auch festgestellt: »Das Erstaunlichste an Golf«, so schrieb das Blatt, »ist die Veränderung der männlichen Uniform.«

An Stelle der biederen Outfits in Beige-, Braun- und Grautönen, die wir Männer seit 1648 beim Golfen tragen, tragen wir Männer neuerdings glatte, glänzende Stoffe in schreienden Farben. In meinem Proshop gibt es die Golfhosen nicht nur in Knallgelb, sondern auch noch in Knallhellgrün, Knallviolett, Knallorange, Knallrosa und Knalltürkis.

Die Shirts dazu sind meistens knallrot und knallweiß, mit knalllila Streifen und knallblauen Nähten. Zu den Farben der Mützen kommen wir noch.

Wir Männer holen damit die Frauen ein, die auf dem Platz schon immer als rosarote Panther und als grüne Giftzwerge unterwegs waren. Ausgelöst haben die Wende ein paar der weltbesten Golfprofis wie die Engländer Darren Clarke und Ian Poulter. Der erste und wichtigste Fashion-Golfer war der Schwede Jesper Parnevik, der schon in den Neunzigerjahren in schreiend gelber Hose und cyanfarbigem Pullover auftrat.

Parnevik wurde seit je ausstaffiert von J. Lindeberg, dem schwedischen Modelabel, das den bunten Massenmarkt salonfähig gemacht hat. Inzwischen haben natürlich auch die eher traditionellen Golfausrüster nachgezogen, die seit 1648 vornehmlich biedere Uniformen in Beige-, Braun- und Grautönen angeboten hatten.

Ich liebe den bunten Trend, weil er Golf noch stärker als zivilisatorische Exklave positioniert, als Nahkampfzone der Fröhlichkeit.

Genau das, so finde ich, muss Golf sein. Man sitzt beim Golfen nicht im Büro, man ist draußen in der Natur, zwischen grünen Greens und blauem Himmel, man hat Spaß mit Kollegen, man raucht eine Zigarre, man trinkt ein Glas oder zwei und man reißt dumme Witze. Da kann man sich im Outfit ja nicht farblich so präsentieren, als säße man im Geschäft und läse eine graue Excel-Tabelle.

Natürlich ist das Ganze nicht ohne Probleme. Neue Herausforderungen kommen auf uns zu. Ich überlege zum Beispiel gerade, ob zu meiner knallgelben Golfhose ein lila Poloshirt und eine orange Mütze am besten passen. Oder doch besser ein Shirt in Grasgrün und eine Mütze in Rosa? Oder doch eine Mütze in Mauve?

Ich schwanke noch, vielleicht frag ich meine Frau.

Par 114737 und 3511 verlorene Bälle

Seit Maria Stuart sind Golfer in Statistiken vernarrt.

Nehmen wir Bernhard Langer zum Beispiel. Seine Abschläge waren im Durchschnitt 255,2 Meter lang. Alle 153 Löcher gelang ihm ein Eagle. Pro Runde brauchte er 29,1 Putts. Bei 17,0 Prozent seiner Abschläge lag er rechts im Rough. Bei 11,8 Prozent seiner Abschläge lag er links im Rough.

Im Jahr zuvor waren hingegen 14,53 Prozent seiner Abschläge rechts im Rough und 12,33 seiner Abschläge links im Rough.

Im Sport gibt es Zählspiele und Wettkampfspiele. Zählspiele unterscheiden sich von Wettkampfspielen durch die Menge an Statistiken und Zahlen, die sie ausweisen können. Golf ist ein Zählspiel. Man weiß zum Beispiel sehr genau, wie viele Birdies pro Runde die zehn besten Golfspieler der Welt im letzten Jahr im Durchschnitt erzielten. Es waren 4,04.

Bei Wettkampfspielen, in denen sich Sportler im direkten Vergleich messen, gibt es wenige Statistiken. Man weiß zum Beispiel nicht, welche Durchschnittszeit die zehn besten 100-Meter-Läufer der Welt im Jahre 2006 erzielten. Man kennt die durchschnittliche Geschwindigkeit der zehn letzten Motorradweltmeister nicht.

Es gibt eine einfache Regel. Je direkter – also ohne vergleichende Zählsysteme – sich die Wettkampfsituation präsentiert, desto weniger Statistiken gibt es im Sport. Es gibt darum fast keine Zahlen über

Querfeldeinlauf, Formel 1 oder Rudern. Je indirekter – also über vergleichende Zählmethoden – sich im Sport die Wettkampfsituation präsentiert, desto mehr Statistiken gibt es folgerichtig. Es gibt darum Unmengen von Zahlen über Baseball und Tennis – und am meisten über Golf.

Die durchschnittliche Schuhgröße der Golf-Weltklasse zum Beispiel ist 44,5.

Wir könnten nun darüber philosophieren, warum wir Golfer so zahlenfixiert sind. Vermutlich hat es damit zu tun, dass uns das äußerliche Zahlengerüst auch eine innerliche Stütze ist. Wenn wir schon schlecht spielen, dann wissen wir wenigstens mathematisch exakt, warum.

Andere nennen diese Wesensart Masochismus.

Das Ganze kann aber auch vergnüglich sein, vor allem, wenn man durchnumeriert.

0. Null Cents verdiente Bobby Jones in seiner Golfkarriere. Er gewann viermal die US Open, 1930 holte er sich gar alle vier Major-Titel in einem Jahr und ging mit diesem Grand Slam in die Golfgeschichte ein. Dennoch blieb er sein ganzes Leben lang Amateur. Das freute die zweitklassierten Profis, die dann das Sieggeld bekamen. Mit 28 langweilte sich Bobby Jones und er zog sich vom Wettkampfgeschehen zurück.

1. Das Hole-in-One halte er für den schwierigsten Golfschlag, witzelte einmal Komiker Groucho Marx. Die Chancen, mit nur einem Schlag einzulochen, sind tatsächlich nicht sehr gut. Sie stehen 1:12 750.

2. Zwei Kilo Pestizide braucht es für 1000 Quadratmeter Golffläche pro Jahr. Zum Vergleich: Für dieselbe Fläche an Sojabohnen braucht es 120 Gramm.

3. Drei Jahre alt war Jacky Paine aus Kalifornien als ihm mit seinem Snoopy-Driver ein Hole-in-one gelang. Er war der jüngste Kunstschütze aller Zeiten. Der älteste Hole-in-One-Held ist Elsie McLean. Sie war 102jährig, als ihr 2007 auf dem Kurs von Bidwell Park der Schlag der Schläge gelang. Es war ein Par drei über 91 Meter. Sie nahm den Driver.

4. Vier Tage, nachdem ihr Ehemann Lord Darnley im Jahr 1567 ermordet worden war, spielte Maria Stuart bereits wieder eine Runde Golf. Das wurde der total golfverrückten Königin von Schottland von ihren Untertanen ziemlich übel genommen. Nachdem später ruchbar wurde, dass Maria Stuart die Ermordung selber angeordnet hatte, war die golferisch abgekürzte Trauerzeit natürlich für jedermann nachvollziehbar.

5. Gleich fünf Hole-in-Ones auf einer einzigen Runde gelangen dem nordkoreanischen Diktator Kim Jong Il im Jahre 1994. Für die gesamten 18 Löcher des Platzes brauchte der »geliebte Führer des Volkes« nur 34 Schläge. Das schwört man jedenfalls im Golfklub von Pjöngjang, und die Propaganda-Abteilung veröffentlichte zur sensationellen Leistung ein Communiqué.

6. Sechs Patronen steckten stets in der Revolverkammer von Al Capone. Beim Golfen trug der Gangsterkönig den Revolver immer in der Hosentasche. Als er auf dem Platz von Bunhams Woods in der Nähe von Chicago spielte, löste sich ein Schuss und durchbohrte seinen Fuß. Auch eine Art Hole-in-One.

7. Handicap 7 spielte Bill Clinton am Ende seiner Amtsperiode. Er war der einzige US-Präsident, der es schaffte, während seiner Dienstzeit im Weißen Haus sein Handicap herunter zu spielen. Die Leistung ist umso höher zu bewerten, weil seine Affäre mit Monica Lewinsky zu unkonstantem Einlochen führte.

8. Acht, der Weltrekord an Golfbällen, die jemals aufeinander balanciert werden konnten.

9. Neun Länder gibt es in Europa, in denen es nur einen oder keinen Golfklub gibt: Rumänien, Mazedonien, Liechtenstein, Bosnien-Herzegowina, Moldawien, Island, Weißrussland, Albanien, Ukraine. Insgesamt gibt es in Europa 6300 Klubs. 1900 liegen in England.

10. Genau 10 Golfplätze zählt das größte Golfressort der Welt, der Mission Hills Club, 60 Kilometer von Hongkong entfernt. Die Plätze sind von Golfgrößen wie Ernie Els, Vijay Sing und Jack Nicklaus entworfen. Mission Hills zählt 5000 Mitarbeiter, 2400 Caddies und 1500 Golfcarts.

Und zum Schluss noch die höchste Golf-Zahl, die ich kenne.

114 737. 13 Monate war Floyd Satterlee unterwegs, als er in den Jahren 1963 und 1964 quer durch die Vereinigten Staaten spielte. Er startete am Pazifischen Ozean und kam genau 114 737 Schläge später an der Westküste an. Er verlor 3511 Bälle.

Darauf können Sie wetten

Im Golferleben gibt es drei Phasen.

In der dritten geht es um Geld.

In letzter Zeit habe ich viel in Thailand gespielt. Am liebsten mag ich den Phuket Country Club, ein klassischer Kolonialplatz, mit alten Bäumen und Fischteichen. Der einzige Nachteil ist, dass hier eine Runde Golf fünf bis sechs Stunden dauert.

Der Grund liegt darin, dass die Thais irgendwann aus China eingewandert sind. Wie alle Chinesen sind sie hemmungslos der Wertsucht verfallen. Im Phuket Country Club spielen sie das Loch um 1000 Baht. Beim Putten lassen sie sich darum mindestens fünf Minuten Zeit. 1000 Baht sind 20 Euro, aber 1000 Baht sind in Thailand viel Geld. Wer einen schlechten Tag hat, kann auf der Runde einen halben Monatslohn verlieren.

Wer während sechs Stunden um die Wette spielt, hat die dritte Stufe des Golferlebens erreicht. Das Golferleben besteht bekanntlich aus drei Phasen.

In der ersten Phase interessiert man sich beim Golf für Golf. Jeder Golfer kann sich an die Zeit erinnern, wo man auf der Driving Range wie ein Verrückter Bälle raushaut und selbst im strömenden Regen auf die Runde geht. Es geht um Golf.

In der zweiten Phase interessiert man sich beim Golf für das Handicap. Jeder Golfer kann sich an die Zeit erinnern, wo man jeden Monat zwei, drei Turniere spielt und auch auf einer normalen Freizeitrunde akribisch die Stableford-Punkte zählt. Es geht um das Resultat.

In der dritten Phase interessiert man sich beim Golf für das Drumherum. Das ist die Zeit, wo das Amüsement mit Freunden wichtiger ist als Golf und Handicap. »Social game« nennen es die Engländer. In dieser Phase spielt man nur noch Matchplays pro Loch und spielt nie ohne Einsatz, es muss ja nicht gleich ein halber Monatslohn sein. Es geht um Spaß.

Wenn gute Spieler in der Freizeit gegeneinander antreten, spielen sie praktisch immer um einen Einsatz. Rich Beem zum Beispiel, Sieger der PGA Championships, trainiert nur sehr ungern. Lieber spielt er pro Tag zweimal 18 Loch um tausend Dollar die Runde. Schlechte Spieler, sagt man, spielen zum Vergnügen. Gute um Geld.

Dass Golf besonderen Spaß macht wenn es um etwas geht, hat mit dem einzigartigen Handicap-System zu tun. Es ist logisch, dass es die Briten erfunden haben, ein Volk, das von Windhunden bis zum Wetter auf alles wettet. Sie haben auch Golf wetttauglich gemacht. Ein schlechter Spieler kann sich dank dem Korrektiv des Handicaps mit einem Könnner messen, und beide haben eine exakte 50-Prozent-Siegeschance.

Das ist sehr britisch. Kein Wunder, dass Golf die einzige Sportart war, die Sir Winston Churchill (»no sports«) mit Begeisterung betrieb.

Der Unterschied zwischen Phuket und Europa ist nur der, dass unsere Golfklubs nur für die Golfer der Phase eins und zwei eingerichtet sind. Es gibt jede Menge Abschlagplätze auf den Driving Ranges und es gibt jede Menge Turniere im Jahresprogramm.

Der Golfer der Phase drei aber hat es schwer bei uns. Spaß ist in der kargen europäischen Golf-Infrastruktur nicht geplant. Im besten Fall steht an Loch 9 ein Mineralwasserautomat.

In Thailand hingegen orientiert man sich strikt am Golfer der Phase drei. An jedem zweiten Loch gibt es eine bediente Bar. Mathematisch betrachtet ist der Spaßfaktor damit leicht auszurechnen: Das macht neun Bier pro Runde und Mann. Der Verlierer bezahlt.